Die englische Flotte im englischen Licht.

Von **L. Persius,** Kapitän zur See a. D.

Anfang Januar brachten die Londoner Blätter Berichte über die Tätigkeit der britischen Flotte im verflossenen Jahr. Daß das Lob der Flotte vernehmlich verkündet wurde, kann unser Erstaunen nicht erregen. Objektive Urteilskraft schmilzt unter der verwirrenden Bestrahlung der an vielen Orten noch kräftig vertretenen Kriegspsychose u. a. m., obgleich gerade in England, wo die Presse sich hinsichtlich der Kritik auch an militärischen Dingen keinerlei Fesseln anzulegen braucht, eigentlich ruhigere Beurteilung walten sollte. Eine Besprechung des verflossenen Marinejahres, die, wenn sie auch nicht völlig einwandfrei ist, so doch immerhin recht besonnen klingt, stammt aus der Feder Archibald Hurds im „Daily Telegraph". Es ist nützlich, zu erfahren, wie sich in dem Kopf dieses bekannten Marineschriftstellers das Bild der Tätigkeit der britischen Flotte abspiegelt. Einleitend sagt Hurd: „Concentration and initiative", in beiden Worten liegt das Geheimnis unseres Erfolges. Vom August 1914, d. h. vom Beginn des Krieges an bedeutete das Auftreten unserer Flotte für den Feind eine „große Ueberraschung", von der er sich bis heute noch nicht erholt hat. Unsere Flotte übernahm die Offensive und schrieb so die Strategie vor." Demgegenüber ist zu bemerken, daß die englischen Streitkräfte erst am 27. August offensiv vorgingen — Gefecht bei Helgoland —, während deutsche Kreuzer sofort in den ersten Tagen des August Angriffe auf allen drei Kampfschauplätzen ausführten. Am 2. August beschoß die „Augsburg" Libau, am 4. beschossen „Göben" und „Breslau" Bône und Philippeville an der nordafrikanischen Küste, und am 8. August warf die „Königin Luise" Minen vor der Themsemündung aus, auf deren eine lief der britische Kreuzer „Amphion" und flog in die Luft. Größere britische Streitkräfte ließen sich, abgesehen vom 27. August 1914, nie in der Nähe der deutschen Küsten sehen, während deutsche verschiedentlich Vorstöße in die Nordsee, hinüber bis zu den englischen Küsten unternahmen, so am 3. November 1914 bei der Beschießung von Yarmouth und am 16. Dezember bei der von Hartlepool u. s. w. Ununterbrochen ergriffen ferner: unsere Unterseeboote die Offensive, in den englischen Gewässern sowohl wie im Mittelmeer. Die einzige Offensive größeren Stils, die von der britischen Flotte unternommen wurde, setzte vor den Dardanellen ein. Ihr war völliger Mißerfolg beschieden. Sonst betätigten sich vereinzelt nur noch die englischen Unterseeboote in der Ostsee, und zwar ziemlich wirkungslos, wie von der englischen Presse selbst zugestanden wurde. Genügen diese Tatsachen nicht, um zu beweisen, daß gerechterweise „Initiative" der deutschen Flotte in höherem Maße zugebilligt werden muß als der britischen? Ist es ein Zeichen von Initiative, wenn man sich dauernd defensiv verhält? Hat der englische Marineschriftsteller die Worte seines Admirals, des Lord Beresford vergessen: „Es mögen gute Gründe bestehen dafür, daß die englische Flotte jetzt dauernd defensiv bleibt, aber man braucht deswegen nicht zu glauben, daß die Defensive richtig ist. Sie war in der Vergangenheit niemals richtig."

Das „defensive" Verhalten der britischen Flotte brachte uns die Ueberraschung, uns nicht allein, auch der ganzen Welt! Insofern ist es zutreffend, wenn Hurd von einer „Ueberraschung" spricht. Aber, wie man erkennt, hatte er freilich eine Ueberraschung anderer Art im Auge! Denn, daß die britische Flotte, kraft ihrer ziffermäßigen Ueberlegenheit, der deutschen Flotte in gewissem Sinne ihren Willen aufzwingen könnte, stand von vornherein bei jedem Einsichtigen fest. Ueberraschend war nur, daß von dieser ziffermäßigen Ueberlegenheit so geringer Gebrauch gemacht wurde. Hurd schreibt: „Tatsache ist, daß die englische Flotte während der verflossenen siebzehn Monate die Meere beherrschte, während die deutsche Hochseeflotte sich auf einen Raum beschränkt sah, dem ein Amerikaner kaum den Namen „Teich" zuerkennen würde." Man darf darauf antworten: Tatsache ist, daß die englische Flotte in allen ihren Bewegungen zum Zweck der Seebeherrschung durch die deutschen Unterseeboote unmittelbar und durch die in voller Stärke noch vorhandene deutsche Schlachtflotte mittelbar bedroht ist. Hurd gesteht das auch an anderer Stelle zu mit den Worten: „every day and every night some section of the British navy is in peril!" (Jeden Tag und jede Nacht sind Teile unserer Flotte in Gefahr.) Die nämlich, die sich außerhalb der schützenden Häfen wagen! Die genannten Faktoren — deutsche Unterseeboote und Schlachtflotte „in being" — wirken hemmend auf alle Bewegungen der englischen Flotte, und nur ein Laie wird es fertig bringen, den Einfluß dieser Faktoren auch auf die militärische Kriegführung am Lande zu unterschätzen. Die englische Flotte hat ihre Hauptaufgabe, die deutsche Flotte zu vernichten, nicht erfüllt, und eine der Folgen ist hiervon zum Beispiel auf wirtschaftlichem Gebiet, das das berühmte Wort „business as usual" ein Wort wurde, an das heute jeder Engländer nur noch mit äußerstem Mißbehagen denkt. Hurd sagt: „Drei- bis vierhundert Meilen von unserer Küste liegt die deutsche Flotte, stets auf die Chance zum Angriff wartend, bereit. Sie ist ein mächtiges Kriegsinstrument. Wir würden unseren Offizieren und Leuten eine Ungerechtigkeit zufügen, wollten wir das Ausmaß und den Charakter der Waffen, die Deutschland klar zum Losschlagen in der Hand hält, herabsetzen. Der, welcher Deutschlands Flotte verächtlich macht, verkleinert den Erfolg unserer Flotte. Mit der deutschen Flotte ist nicht zu spaßen." Wir sind weit davon entfernt, diese Anerkennung nicht sachgemäß einzuschätzen, das heißt zu dem Behuf ausgesprochen zu erkennen, um den Ruhm der britischen Flotte zu erhöhen. Aber es scheint angebracht, darauf hinzuweisen, daß manche Leute bei uns, solche, die ihre Heldenseele weit hinter der Front spazieren führen, noch immer nicht gelernt haben, Vernunft walten zu lassen, sich den klaren Blick durch Haßgefühle trüben lassen, statt den Gegner zu achten, wie es selbstverständlich sein sollte. Hurd übergeht die Wirkung der deutschen Unterseebetätigung und die der deutschen Schlachtflotte „in being". Kann er leugnen, daß, wenn die deutsche Flotte nicht mehr vorhanden wäre, der englische Import völlig ungestört sich vollziehen, und der Export, wenn auch mit einiger Anstrengung aufrechterhalten werden könnte? Die finanzielle Lage würde erheblich besser sein. Der jetzt stets zu besorgende Angriff deutscher Streitkräfte verursacht fürchterliche Kosten, und sie wachsen von Monat zu Monat. Hurd räumt einmal beiläufig die Erfolge unserer Unterseeboote im Mittelmeer, bezüglich der Zerstörung von Kauffahrteischiffen, ein, „of importance", von Wichtigkeit, seien sie gewesen. Aber sonst schweigt er sich über das Thema aus!

Hurd verbreitet sich, um „die Strategie der Zurückhaltung" der britischen Flotte zu rechtfertigen, eingehend über den großartigen Verteidigungsgürtel — Küstenforts, Minen u. s. w. —, hinter dem die deutsche Hochseeflotte liegt und die Entwickelung der Dinge abwartet. Er sagt: „Die deutsche Flotte befindet sich gleichsam in einer belagerten Festung. Gewiß, sie existiert noch. Hat deswegen die britische Flotte ihre Aufgabe nicht erfüllt?" Und er fährt fort: „Es würde interessant sein, wenn ein wirklich aufrechter, unabhängiger deutscher Seeoffizier seine Ansicht über die heutige Lage äußern könnte. Man wird allerdings darauf verzichten müssen; aber es ist erfreulich, daß ein Urteil aus früherer Zeit vorhanden ist, das des Kapitäns zur See Stenzel." Hurd weist dann auf das Werk Stenzels hin: „Seekriegsgeschichte in ihren wichtigsten Abschnitten." Dem oberflächlichen Leser mag Hurds Hinweis auf die von Stenzel angeführten „Aufgaben" der britischen Flotte in einem Krieg unvorsichtig erscheinen. Sie sind: „Die britischen Küsten frei von jedem Schaden zu halten, die Handelsschiffahrt auf allen Meeren und die Fischerei (!) zu beschützen, alle Kolonien und ihre Verbindung mit dem Mutterland zu sichern," und als Offensivaufgabe: „Die feindliche Flotte zu schlagen und, wenn irgend möglich, gänzlich zu vernichten, die feindlichen Küsten zu beschädigen u. s. w." Wenn Hurd diese Sätze seinen Landsleuten schonungslos unterbreitet, so will er — wenigstens macht es den Eindruck — als der „wirklich aufrechte, unabhängige Engländer" gelten, der seine Ansicht über die Lage ohne Rückhalt ausspricht. Wohl betont er ausdrücklich in den anschließenden Ausführungen, daß die britische Flotte den größten Teil der ihr von Stenzel zugewiesenen Aufgaben erfüllt hat, aber jeder Sachkundige wird zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, daß auch Hurd, weit entfernt, eine restlose Erfüllung anzuerkennen, mancherlei auszusetzen hat. Die Hauptaufgabe der britischen Flotte bleibt die Vernichtung der feindlichen Flotte. „Sie kann nicht erfüllt werden," schreibt Hurd, „weil die feindliche Flotte sich nicht stellt." — Die aufrichtige Antwort hätte zu lauten: „Dann muß sie eben dazu gezwungen werden." Ob im übrigen ein übergroßer Zwang nötig ist, bleibt dahingestellt. Nur müßte sich die englische Flotte „stellen"! — Sie würde es tun, wenn ihr das Uebermaß von Offensivgeist inne wohnte, von dem Hurd so oft spricht. Nicht, daß es dem britischen Marinepersonal an Tapferkeit fehlt. Aber der Geist mangelt, der den richtigen Weg weist. Das Genie eines Nelson sucht man heute vergeblich in den Reihen der britischen Marine. Ebenso, wie in der Diplomatie bisher nur Mittelmäßigkeiten in die Erscheinung traten, so war es bei der Flotte bestellt.

Hurd verleugnet keineswegs ganz, wie angedeutet, den aufrichtigen Kritiker. Er sagt: „Es bleibt nach dem Krieg zu untersuchen, warum die deutsche Flotte nicht in die Schranken gefordert wurde, warum nicht die Schiffe, die Docks und die Küstenbefestigungen zerstört wurden? Es muß eingestanden werden, daß durch Unterlassung aller solcher Versuche das Selbstbewußtsein der Deutschen groß gezogen wurde." — Aber trotz dieser gelegentlichen Geständnisse, daß die britische Flotte ihre Aufgaben nicht erfüllte, schimmert doch immer wieder die Ansicht durch, daß es in der englischen Marine in jeder Beziehung am besten bestellt sei, daß niemand auf den Plan treten könne, der einen stärkeren Vorwurf erhebt, und der mehr verlangen dürfe, als die Flotte geleistet habe. Wir wollen keineswegs in den Fehler verfallen, den Gegner herabzusetzen. Wir wissen, daß das englische Marinepersonal erstklassig ist. Aber mancherlei, nennen wie es „Mißgeschick", war ihm beschieden. Archibald Hurd sei erinnert an seine eigenen Worte. Er schrieb im „Daily Telegraph" am 6. Februar 1915: „Off Coronell, when illluck or bad management gave the enemy an advantage . . ." („Unerab von Coronell, als Mißgeschick oder schlechte Führung — des englischen Admirals — dem Feind einen Vorteil gab . . .") — Muß nicht „ill-luck or bad management" als Devise über recht viele Unternehmungen der britischen Flotte in den verflossenen siebzehn Monaten gesetzt werden? Muß nicht zugestanden werden, daß Massingham recht hatte, als er in der liberalen Wochenschrift „Nation" schrieb: „Die Erfolge der Flotte sind unbefriedigend. Ihre Leistung ist negativ."?

Wir verhehlen uns nicht, daß „Mißgeschick und schlechte Führung" Einzelerscheinungen sind, und wir rechnen damit, daß „Initiative", wenn sie auch in den verflossenen siebzehn Monaten noch nicht von der britischen Flotte gezeigt wurde, in der Zukunft zum Ausdruck kommen kann. Trotzdem bleibt unser Vertrauen in die Schlagfertigkeit unserer Flotte bestehen. Sie erfüllte ihre Hauptaufgabe, unsere Küsten gegen den Feind zu schützen. Sie, so hoffen wir zuversichtlich, wird es auch fernerhin tun.

Die deutschen Fliegeroffiziere Immelmann und Bölke sind für ihre hervorragenden Leistungen in den Luftkämpfen gegen Engländer und Franzosen mit dem hohen Orden „Pour le mérite" ausgezeichnet worden.

Ueber einen Luftkampf des bekannten Leutnants Immelmann mit englischen Fliegern veröffentlicht die Krefelder Zeitung die anschauliche Schilderung eines Augenzeugen, die an einen Krefelder Bürger gerichtet war: Zum erstenmal in diesem Kriege habe ich heute gesehen, wie ein feindliches Flugzeug im Luftkampf heruntergeschossen wurde. Zwei Meter von meinem Schlafzimmerfenster stürzte der Apparat zu Boden; die Mauer wurde noch gestreift. Es war schauerlich anzusehen. Wir waren gerade mit der Kompanie auf der Straße angetreten und sahen hoch in der Luft, mindestens 3000 Meter hoch, zwei Flugzeuge, die wir anfangs wegen ihrer Höhe für zwei feindliche hielten. Beide Flugzeuge kamen in direkter Richtung auf uns zu, wobei man deutlich bemerken konnte, wie das zweite dem ersten immer näher kam. Plötzlich sahen wir, wie beide Apparate fast senkrecht über unsern Köpfen standen. Maschinengewehre knatterten und wir glaubten schon, die Maschinengewehr hätten auf uns, die wir in geschlossener Kolonne unten standen, geschossen. Dann sahen wir, anfangs nur als schwarzen Punkt erkennbar, etwas aus seinem Apparat herausfallen, das mit ungeheurer Schnelligkeit näher kam und bald erkannten wir deutlich einen Menschen. Gleichzeitig aber hatte sich der Apparat zur Seite geneigt und stürzte dann, sich überschlagend, zur Erde. Es sah aus, als ob er direkt auf unsere Kompanie fallen würde. Alles lief schon in die Häuser. Er wurde aber doch etwas abgetrieben und fiel in den Garten hinter meinem Hause.

Der eine der beiden Insassen (zwei englische Offiziere), der nicht herausgefallen war, stöhnte noch etwas, starb aber kurz darauf, den andern fand man hundert Meter entfernt. Es war interessant, die Gegensätze in der Stimmung zwischen unseren Truppen und der französischen Bevölkerung zu beobachten. Anfangs, als in der großen Höhe noch nicht zu erkennen war, wer Freund oder Feind, war alles still. Dann, als der eine Apparat stürzte, wagte überhaupt keiner mehr zu atmen. Alles stürzte nach den Flügeln des Apparates, um die Zeichen zu erkennen, und dann, als man endlich die blauweiß-roten Kreise erkannte, ein Hurra von unseren Leuten, wie ich es noch nicht gehört habe, während die Franzosen freischend, schreiend und heulend davon liefen. Die beiden toten englischen Offiziere liegen jetzt in unserer Revierstube. Man kann ihnen kaum etwas ansehen. Der erste, der aus dem Apparat stürzte, hat neben anderen Schüssen einen Kopfschuß. Die Trümmer des Apparates sind inzwischen fortgeschafft worden . . .

Eben haben wir die beiden feindlichen Fliegeroffiziere mit allen militärischen Ehren begraben. Es war ein Leutnant Johnston Tudor und ein Leutnant Hobbs. Fast sämmtliche Offiziere der hier liegenden Truppen und der Regimentskommandeur waren im Trauerzug, dazu noch unsere Kapelle und eine Ehrenkompagnie, die den Salut schoß. Auch die Fliegerabteilung hatte eine Deputation geschickt, die einen Kranz niederlegte. Es ist doch wieder Leutnant Immelmann gewesen, der die Flieger heruntergeschossen hat. Es ist, glaube ich, schon der siebente oder sogar der achte, den er heruntergeholt hat. Dieser Immelmann muß ein ganz verteufelter Kerl sein. Er fliegt immer allein auf einen verhältnismäßig kleinen Apparat und riskiert einfach alles.

Nordseegefecht.

Von Konteradmiral z. D. **Schlieper.**

Kurs Nordwest! Wieder hinein in das bekannte Revier westlich der einsamen Felseninsel, wo man sich so häufig schon zu Friedenszeiten herumgetummelt hatte und das sicherlich dem obersten Führer dieser in Kiellinie einherdampfenden Kreuzer von mancher Torpedobootsnacht nicht unbekannt war.

Am 24. Januar war's ein Jahr.

Wiederum mit Kurs auf die englische Küste zu, die Anfang November und vierzehn Tage später abermals einen Denkzettel von derselben Kreuzergruppe erhalten hatte. Granaten nämlich, die auf kühnem Streifzuge eines Morgens da dem höchst erstaunten und erbosten englischen Publikum als Frühgruß entboten wurden. So ganz ohne jegliche Ansage — so recht formlos. Und das alles auf das geheiligte britische Küstenland, das seit einem Jahrhundert nicht dergleichen erlebt. Diesmal kam's von einer deutschen, verwegenen Kreuzerschar.

Wiederum leuchtet's heller in den Augen der Offiziere, der jungen Fähriche und unserer blauen Jungen, wie man auf nordwestlichem Kurse einhersteuert. Dem Engländer entgegen. Machtvoll und kräftig, trutzig und verwegen tun's die großen neueren Panzerkreuzer, die, auf deutschen Hellingen erbaut, Zeugnis geben von unserer Schiffsbaukunst — spielend und messerscharf mit ihrem Bug das Nordseewasser zerteilend, voran die kleinen Kreuzer „Kolberg", „Stralsund", „Graudenz" und „Rostock". Diese die Vorposten — jene großen — „Seydlitz", „Moltke", „Derfflinger" und „Blücher" — das Groß. Die Herzen schlagen höher, die Augen lugen noch durchdringender aus; denn nun heißt's wieder: Jeden Augenblick kann der Brite in Sicht kommen. Richtig, da ist er schon. Es ist was los. In der „Funkenbude" ist Betrieb. Die Aufklärungslinie ist auf Schwärme feindlicher Torpedoboote gestoßen, und „Koblenz" läßt schon die Geschütze zum Tanze aufspielen. Aber das alles setzt um nichts die Kampftätigkeit der „Kolberg" herab. Weiter stürmen die deutschen Aufklärer, bis fünf große feindliche Kreuzer hinter den Torpedobootsflottillen in Sicht kommen.

Der deutsche Admiral läßt seine Linie nun auf Südost schwenken, aus wohlüberlegten Gründen somit zugleich hoffend, den in starker Uebermacht heranbrausenden Feind in den Bereich der deutschen U-Bootstätigkeit und der Helgolandgeschütze zu locken. Denn was dort jetzt unter britischer Flagge herandampfte, die Schlachtkreuzer „Lion", „Tiger", „Princeß Royal", „New Zealand" und „Indomitable", sind Schiffe, die den unsrigen an Artillerie und Geschwindigkeit erheblich überlegen waren.

Hier hieß es: wohl abschätzen und dann handeln! Vermöge seines Fahrtüberschusses kommt der Brite näher, zumal auf deutscher Seite Rücksicht auf den am Schlusse der Linie dampfenden langsameren „Blücher" genommen werden muß. Auf 18 Knoten Entfernung herangekommen, eröffnen die Steuerbord achteraus von den deutschen Schiffen sich nähernden englischen Panzerkreuzer das Feuer. Das ist eine Entfernung, wie sie bisher im Seekampf noch nicht zu verzeichnen war. Mächtige Wassersäulen werfen die Riesengeschosse auf, aber die Deutschen lassen sich nicht minder hören. So spielt sich ein Feuergefecht auf 18 bis 14 Kilometer ab, bei dem das englische Flaggschiff „Lion" schwer beschädigt wurde. Dann auch die Nummer zwei, der „Tiger", auf dem ein großer Brand entsteht.

Der Kampf, die blutige Zwiesprache geht weiter. Wie die Backen glühen — wie der Schweiß von der Stirn unserer blauen Jungen dort im Turme tropft! Ja, heute ist Festtag, heute ist eine eiserne Aussprache mit dem übermütigen Briten. Nun sieht man auch die Wirkung des rastlosen Mühens. Da stürzen Masten und Schornsteine ein auf den feindlichen Schiffen. Die „Lion" schert aus; dann auch der „Tiger" — da ist zweifellos manches in Unordnung geraten. Auch das bisher regelmäßig geleitete Geschützfeuer drüben verläuft nicht mehr wie sonst. Wunderbar, daß die viel schnelleren englischen Schiffe nicht näher herangekommen sind. Scheuen sie unsere Mittelartillerie — deucht's ihnen nicht geheuer, wie man da in den beiden parallelen Linien weiterstürmt auf die Helgolandgewässer zu? Steht ein Weddigen vor ihren Augen mit seinem nie fehlenden Geschoß? Kurzum — man hielt zurück, ließ die Entfernung nicht unter 14 Kilometer kommen.

Inzwischen verließ der englische Admiral Beatty sein Flaggschiff, ließ sich auf die „Princeß Royal" bringen. Keine Frage — die deutschen Granaten hatten die feindlichen Ziele wohl getroffen, aber unser „Blücher" hat nun auch viel zu leiden. Schwere Treffer machten seine Maschinen unbrauchbar, er wird schließlich bewegungslos und muß seinem Schicksal überlassen werden. Der „Indomitable" soll ihm den Todesstoß versetzen. Aber nur ehrenvoll will der „Blücher"-Kommandant Erdmann ihm entgegensehen. Noch immer feuert sein tapferes, unglückliches Schiff, das noch verschiedene britische Torpedobootzerstörer auf den Meeresboden schickt. Und dann braust eine feindliche Torpedobootschar heran und sendet dem „Blücher" den Todesstoß. Mittags ist er gesunken, mit ihm gar mancher deutsche Held. Sein Kommandant, der Besten einer, hauchte nach schwerer Erkrankung, die er sich beim Untergang des Schiffes zugezogen, später in Edinburg sein Leben aus.

Doch zurück zum Gefecht.

Auch „Seydlitz" und „Derfflinger" werden getroffen. Das erstere der Schiffe erlitt nach einer ernsten Beschädigung des hinteren Turmes einen Verlust von Mannschaften. Aber dies alles setzte den Gefechtswert nicht herunter. Deutscher Stahl — deutsches Geschütz hat in diesem Helgoland-Gefecht seinen guten Namen behalten. Doch nun folgte unser Triumph, denn es wird von verschiedenen, voneinander unabhängigen Stellen beobachtet, wie der große britische Schlachtkreuzer „Tiger" verschwunden ist. Aber weil die Entfernung gar so groß war, die Luft nicht immer sichtig gewesen, wird schnell der treueste Waffengefährte der englischen Vettern herbeigeholt — sagen wir mal die G. m. b. H. „Reuter, Poldhu & Co." — und später aller Welt gefunkt: O nein, „Tiger" ist nicht gesunken, die Deutschen werden sich wohl getäuscht haben.

Aber in Wirklichkeit hat sich unser Ausguck — „Moltke", Luftschiff, Torpedoboot — nicht getäuscht. Der Untergang des „Tiger" ist zweifellos; nur englische Lügenartikel haben ihn schleunigst wieder gehoben. Es wäre doch zu fatal gewesen, wenn der größere Verlust auf seiten des stolzen Albions hätte verzeichnet werden müssen — also: Reuter — Poldhu & Co. — schnell mal wieder den Lügenapparat auf „äußerste Kraft" stellen! Der Deutsche mag freilich einer solchen Gewandtheit machtlos gegenüberstehen. Einer späteren Zeit wird die Wahrheit vorbehalten bleiben, aber heute, am Gedenktag, ist's unsere Pflicht, mit schlichten deutschen Worten die Tatsache, d. h. unseren größeren Erfolg in diesem Gefecht, zur Ehre der Unserigen nochmals festzustellen. —

Noch 70 Seemeilen von Helgoland entfernt, brach der englische Admiral das Gefecht ab. Hätte er es wirklich auch getan, wenn er von unseren Granaten nicht so zugerichtet worden wäre? Seine Kampfkraft war gebrochen, die „Lion" wurde von „Indomitable" geschleppt, schwere Treffer im Unterschiff hatten verschiedene Abteilungen vollaufen lassen. „Tiger" war gesunken, leichtere Streitkräfte waren gleichfalls schwer beschädigt. Es war wohl richtiger, umzukehren — man war doch arg zerzaust von den Zuckerhüten der Germans.

So endete der 24. Januar 1915. Auch der Kaiser hat's seinen blauen Jungen später beim Wilhelmshavener Besuch gesagt, wie sie auf das Resultat dieses Tages stolz sein könnten.

Auch wir, die Daheimgebliebenen, wir sollten's den Wackeren nicht vergessen.

Das Bataillon Koenneritz in der Champagne.

Bis dahin hatten wir noch nichts mit der Champagne zu tun gehabt. Das Bataillon von Koenneritz hatte 10 Monate lang viel weiter südlich in vorderster Front gelegen, und wir waren nun eben zum ersten Male zurückgenommen worden, um als „Armeereserve" uns zu erholen, unsere Sachen in Ordnung zu bringen und zu exerzieren. Aber früh beim Exerzieren ritt der Bataillonsarzt vorbei und erzählte, daß gestern die längst erwartete große französisch-englische Offensive an der Westfront begonnen habe. In der Nacht hörten wir, wie ein benachbartes Reservebataillon mit Kraftwagen abtransportiert wurde. Da erschien uns unsere weitere „Erholung" recht fraglich. Am nächsten Morgen wurden wir alarmiert. Mit der Eisenbahn und dann mit Lastautos fuhr unser Bataillon in die Champagne, hinter einen Teil unserer Front, der von Joffre am wütendsten angegriffen wurde. Dies konnten wir schon von weitem feststellen, als wir nachts vormarschierten: Am ganzen Horizont stiegen unaufhörlich die wohlbekannten Leuchtraketen, und das Artilleriefeuer rollte ohne Unterlaß. Das letzte Dorf, nur noch Granattrichter und Steinhaufen, trotz später Nacht taghell im Scheine der Leuchtraketen, war erfüllt von Munitionskolonnen, Arbeitskommandos, Transporten von Verwundeten. Aber alles ging leise zu, gedämpft, geduckt. Eine Lage Schrapnells blitzte über dem Dorfausgang. Wir bekamen Führer mit über eine verwüstete Ebene. Wenn Infanteriegeschosse zahlreich über uns hinwegzischten oder Granaten krachten, legten wir uns hin. Ein Weg, aus dicken Bohlen gebaut, war an einigen Stellen durch schwere Granaten auseinandergewirbelt wie lose Streichhölzchen. Schwarz und scharf gezeichnet im Scheine der Leuchtraketen ragte vor uns ein langgestreckter Berg. Um den wurde gekämpft. Das war die Höhe 199, vielgenannt in den Berichten der deutschen und französischen Heeresleitung, in jenen Tagen weltberühmt. Militärisch hieß die Höhe „Der Kanonenberg". Diese Bezeichnung war sehr zutreffend. Die Soldaten nannten den Berg den „Sargdeckel". Auch das war zutreffend, schon wegen der Gestalt des Berges: langgestreckt, steil, oben mit schräg abfallender Fläche.

Ohne Verluste kamen wir bis an den Fuß des steilen Berges und sollten zunächst in Unterständen am rückwärtigen Abhange untergebracht werden. Aber wo waren noch ganze Unterstände? Alles zusammengeschossen, aufgewühlt, zersplittert. Gleich Wasserfällen war in den Falten der Berglehne ein Wirrwarr von zerbrochenen Brettern, Wellblech, zertrümmertem Kreidegestein heruntergerutscht. Mühsam kletterten die Zugführer herum in Granattrichtern und Trümmerhaufen, auf der Suche nach Unterkunft für ihre Leute, bald in tiefem Dunkel tappend, bald in fahlem Raketenschein, im Blitzen der einschlagenden Granaten und Minen.

Tagelang nun schweres Artilleriefeuer! Das ist ja schon oft beschrieben worden. Geduldig hielten auch wir die Artillerievorbereitung des französischen Angriffs aus. Wir saßen in den dürftigen Resten von Unterständen. Der ganze Berg bebte, schütterte unter den Einschlägen der allerschwersten Granaten und Minen. Und immer aufs neue sausten die Ungeheuer aus der Höhe heran. Am Sanitätsunterstand arbeitete alles ununterbrochen. Nicht weit von uns schlug wieder eine schwere Granate einen ganzen Unterstand ein. Wir saßen alle und warteten, wen nun die nächste trifft. Es kamen Brandgranaten, die dicht nebeneinander einschlagend gleichsam eine Reihe hellodernder Wachtfeuer hinsetzten. Nun wurde gemeldet, daß der Schützengraben am vorderen Bergrande ganz eingeschossen sei, die Besatzung könne nicht bleiben, da auch die Bäume in Brand geschossen seien.

Oberstleutnant von Koenneritz befahl, daß alles, was noch da war, nun den hinteren Rand des Berges besetze. „Alles rauf!" Und wie brav kamen sie alle! Aus den Trümmern krochen sie heraus, mit weißem Kreidestaub bedeckt, vielen war der Helm oder der Tornister verschüttet worden, viele Gewehre schon zerschossen; Ersatz wurde von den Verwundeten oder Toten genommen. Rechts von uns hörten wir abends Infanteriefeuer. Vor uns erschien zunächst keine feindliche Infanterie. Wir machten uns daran, die Toten zu begraben.

In der Nacht versuchten wir, auf der oberen Fläche des Berges wieder einen Graben und etwas Drahthindernis herzustellen. Aber diese Arbeit mußte in immer schärferem Artilleriefeuer bald eingestellt werden. — So halfen wir uns ohne Graben, hier drei Mann in einem Granattrichter, dort ein paar hinter Kreidetrümmern. Als es Tag wurde, sahen wir alle von Kreidegestein bestäubt aus wie die Müller. Von dem Kiefernwalde auf dem Kanonenberge stand kein Baum mehr, nur noch kurze, zersplitterte Stämme, daran rechts und links ein Aestchen noch. Wir glaubten, die Franzosen machten einen Gasangriff, denn der Feind brachte einen matten, süßen, entsetzlichen Geruch mit, der uns ganz benahm. Aber das kam von einem Kirchhof dicht vor uns, auf dem von der Erstürmung des Berges vom Frühjahr her etwa 70 Kameraden begraben lagen. Das war alles von Granaten greulich aufgewühlt.

Sonst aber haben jene endlosen Stunden nicht viel Erinnerung hinterlassen. Vermutlich haben wir nichts gegessen oder getrunken, wer sollte uns das in diesem fürchterlichen Feuer auch bringen? Todmüde, aber die einschlagenden Granaten, Minen, Kartätschen und Schrapnells ließen keinen Schlaf zu, sie erschütterten schmerzhaft den Körper und ließen in den Ohren ein quälendes Klingen zurück. Einmal hatte ich ein paar Zigaretten vom Bataillonsadjutanten, je eine für mich und meine Nachbarn.

Gegen Morgen hatte sich das Feuer zum Trommelfeuer gesteigert. Ich weiß nicht, ob der Ausdruck „Trommelfeuer" erst in diesem Kriege aufgekommen ist; aber einen besseren Namen kann es für diese Einrichtung gar nicht geben.

Mit einem Male kriegten wir keine Granaten mehr; alles flog über uns weg, hinter den Berg.

„Alles aufpassen! Achtung!" Nun mußten sie kommen! Richtig, nach einem Weilchen merkten wir, daß französische Infanterie vor uns auf dem Berge sich heranarbeitete. Sie schossen hinter Erdhaufen vor, versteckten sich in Granattrichtern, schlichen sich im zerschossenen Laufgraben heran. Wo unsere Leute einen sahen, schossen sie. Bald flogen die Handgranaten herüber und hinüber. Links hatte der Feind uns schon umfaßt. Plötzlich hörten wir gerade hinter uns lebhaftes Gewehrfeuer: das war sehr niederdrückend für uns. (Wir erfuhren später, daß dort ein Patronenlager in Brand geschossen war.) Aber unsere Leute hielten ruhig aus und feuerten Schuß um Schuß, sobald sich Gegner zeigten. Sehr wirksam halfen unsere Maschinengewehre. Aber der Feind war zähe. Immer neue Angreifer kamen. Da hatte sich einer dicht vor uns eingenistet, immer wieder richtete er sich hoch auf, den Stahlhelm auf dem Kopfe, den linken Arm gekrümmt, mit dem rechten weit ausholend schleuderte er seine Handgranate auf uns. Er war ein derber Kerl, sah aus wie ein alter Römer. „Schade um den tapferen Kerl!" sagten die Leute neben mir, als ihn unser Maschinengewehr erledigte. Plötzlich kamen wieder Granaten gesaust, französische schwere Granaten, die, zu kurz, mitten in die stürmende französische Infanterie gingen. Wir hörten die Franzosen schreien, sie schossen verzweifelt ihre grünen Signalraketen hoch, aber sie hatten eine Weile lang schwere Verluste durch ihre eigene Artillerie.

Der Angriff war abgeschlagen. Reste der Angreifer, die sich vor unserer Front in zerschossenen Grabenstücken eingenistet hatten, wurden von uns durch starke Patrouillen mit Handgranaten erledigt. Unsere Zurufe „Rendez-vous, comrades!" hatten die Franzosen abgelehnt und, nach einigem Gestikulieren, mit Handgranaten beantwortet. An einem seitlichen Berghange entdeckten unsere Patrouillen zwei französische Kompagnien, anscheinend eine Reserve für die Stürmenden. In aller Ruhe konnten wir ein Maschinengewehr in Stellung bringen, das diese beiden Kompagnien fast völlig vernichtete.

Und nun begann aufs neue das Artilleriefeuer. Alle Sorten, alle Kaliber. Dabei immer paarweise die großen Minen zu 200 Pfund, die aus der Höhe mit grauenhaft anschwellendem Heulen gesegelt kommen und beim Einschlagen eine kirchturmhohe Wolke von Rauch und Dreck in die Höhe warfen.

Weil wir am hinteren Rand der Bergfläche lagen, hatte es die französische Artillerie sehr schwer, uns zu fassen. Da erschien dicht über uns ein französischer Flieger, um das Artilleriefeuer zu leiten. Er flog ruhig etwas vorwärts, ruhig etwas zurück, bis sie uns hatten, bis sie trafen. Eben noch schossen sie zu kurz. Der Flieger gab ein kleines Zeichen nach vorwärts. Die nächste Lage traf. Links gab es Tote und Verwundete. Und wir sahen grimmig hinauf, wie der Flieger ruhig schwebte. Auch Gasgranaten kamen, und vergiftet wankten Leute davon. Gegen Abend steigerte sich das etwa für eine halbe Stunde zu einem konzentrierten Schnellfeuer aller schweren Kaliber auf unseren Abschnitt. Wir lagen in Dampf und schwarzem Gewölk. Wen die Splitter nicht trafen, den deckten Erde und Steine zu. Hören und Sehen verging. Was konnte man tun, als an seinem Platze bleiben und ruhig abwarten? Ich lag da und zerbröckelte mit den Fingern kleine Kreidestückchen und dachte „das ist die Hölle", aber dann fiel mir ein, daß ich von der „Hölle" bisher eine viel, viel zahmere und mildere Vorstellung gehabt hatte als das, was uns jetzt umgab.

Um diese Zeit haben Reserven von weit hinten den Kanonenberg in einer Rauchwolke stehen sehen und geglaubt, da komme keiner davon; der Divisionsadjutant hatte zu den anderen gesagt, so etwas von Artilleriefeuer habe er im ganzen Kriege noch nicht erlebt.

Aber auf dieses gesteigerte Artilleriefeuer folgte kein Angriff der französischen Infanterie mehr. Wer weiß, aus welchen Gründen! Jedenfalls lagen wir zur Abwehr bereit.

Als das Bataillon Koenneritz in der Nacht abgelöst wurde, konnten wir die heißumstrittene Höhe übergeben, wir sie übernommen hatten. Unsere Verluste waren schwer. Aber das Bataillon Koenneritz hatte seine Schuldigkeit getan.